

www.e-rara.ch

**Schulbuch für den sprachlichen und realistischen Unterricht in
thurgauischen Primarschulen**

Art. Institut Orell Füssli

Zürich, [circa 1891]

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-113627>

Erster Abschnitt. Lesestücke.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Sprachliche Abteilung

Erster Abschnitt.

De s e s t ü c k e.

1. Das walte Gott! x

Das walte Gott! Mehr braucht es nicht!
Wer dies Gebet von Herzen spricht,
darf an sein Werk mit Freuden gehn
und treuer Hülfe sich versehen.

2. Eine Frage. x

Sag' an, wer ist der eine, der Meister so geschickt,
der mit so reichem Scheine die Blümlein hat geschmückt,
der hoch am Himmelskreise sein Zelt gespannt aus
und mit demselben Fleiße der Schnecke baut ihr Haus,
der über Länder zücket die Blitze weiß und blau
und dann das Feld erquicket mit kühlem, frischem Tau?
Den Meister groß und milde, den nenne mir geschwind,
der dich nach seinem Bilde geziert, mein liebes Kind,
der, bist du fromm gegangen dem stillen Grabe zu,
dich jenseits wird empfangen in seiner ew'gen Ruh'!

3. Der Herr der Herren. x

Der Landgraf Philipp von Hessen ritt einst über Feld.
Er saß stattlich zu Pferde mit Schwert und Panzer, und

hinter ihm ritten seine Begleiter. Da zog ein Gewitter am Himmel auf, und als die Reiter an einen Wald kamen, da schlug der Blitz vor dem Landgrafen krachend in eine Eiche



und zerschmetterte sie. Das Roß des Landgrafen sank erschrocken in die Kniee, und der Landgraf fiel zu Boden. Da sprengten die Diener heran und riefen: „Ach, Ihr seid doch nicht beschädigt, gnädiger Herr? Ihr habt doch kein Unglück erlitten, gnädigster Herr?“ — Aber der fromme Landgraf stand auf, deutete mit der Hand gen Himmel und sprach: „Was nennet ihr mich „gnädiger Herr“? Der da oben donnert, der ist der Herr! Und er ging im Wetter gnädig an mir vorüber.““

4. Gottes Auge.

1. Am hohen Himmel blinken viel Sternlein wunderbar;
sie leuchten durch das Dunkel, so lieblich und so klar!
2. Also auch Gottes Auge gar treu und helle wacht;
so leuchtet seine Liebe auch in der dunkeln Nacht.

3. Der alle Sternlein zählet, der kennt und liebt auch mich;
der ihre Wege lenket, führt mich auch gnädiglich.
4. Wie soll ich, Gott, dir danken? ich bin so arm und klein.
Doch will ich jetzt und ewig dein treues Kindlein sein.

5. Der Wiedergenesene. ✕

Ein reicher Jüngling zu Rom hatte krank gelegen an einem schweren Übel; endlich genas er und ward gesund.

Da ging er zum ersten Mal hinaus in den Garten und war wie neu geboren. Er wandte sein Antlitz gen Himmel und sprach: „O, du Allgenugsamer, könnte ein Mensch dir etwas vergelten, wie gerne wollt' ich alle meine Habe geben!“

Solches hörte Hermas, genannt der Hirte, und sprach zu dem reichen Jüngling: „Von oben kommt die gute Gabe; dahin vermagst du nichts zu senden. Komm', folge mir!“

Der Jüngling folgte dem frommen Greise, und sie kamen in eine dunkle Hütte; daselbst war eitel Jammer und Elend; denn der Vater lag krank, und die Mutter weinte; die Kinder aber waren nackend und schrieten nach Brot.

Da erschraf der Jüngling. Hermas aber sprach: „Siehe hier einen Altar für deine Opfer! Siehe hier des Herren Brüder und Stellvertreter!“

Da tat der reiche Jüngling seine Hand über sie auf und gab ihnen reichlich und pflegte den Kranken. Und die erquickten Armen segneten ihn und nannten ihn einen Engel Gottes.

Hermas aber lächelte und sprach: „So wende du immer dein dankbares Antlitz erst gen Himmel und dann zur Erde!“

6. Das beste Ruhekissen. ✕

1. Es lag ein Mann auf seid'nem Pfühl;
doch schlug sein Herz ihm bang und schwül;
er warf sich hin und warf sich her,

als ob sein Bett voll Dornen wär',
und träumt' er, war's ein banger Traum;
denn in des Herzens dunklem Raum,
da wohnten Schuld und Furcht vor Strafen
und ließen ihn nicht ruhn und schlafen.

2. Ein and'rer Mann lag nebenbei
auf einer harten, niedern Streu;
doch schlief er sanft und träumte süß
vom Himmelsglück im Paradies.
Und fragst du, wer ihn eingewiegt,
ihn, der so sanft und friedlich liegt?
Sein Engel war's, sein gut Gewissen;
das legte sanft sein Ruhekissen.

7. Vom Gebrauche der Glieder. X

Soll dein Tun Gott wohl gefallen,
so gebeut den Gliedern allen:
deinem Auge, daß es spähe
Gutes fern und in der Nähe;
deinem Ohre, daß es höre
weisen Rath und fromme Lehre;
deiner Zunge, daß sie bringe
Dank dem Schöpfer aller Dinge;
deinen Händen, daß sie spenden,
das Erworbne nicht verschwenden:
deinen Füßen, daß sie gern
gehen zu dem Haus des Herrn.

8. Der Kürbis und die Eichel. X

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbisstaube, die an dem nächsten Gartenzaune emporkam. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Hm, hm! Das gefällt mir nicht, daß die kleine, niedrige Staube dort so große, prächtige Früchte trägt, der große, herrliche Eichbaum

aber nur so kleine, armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!"

Raum hatte er dies gesagt, so fiel eine Eichel herab und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh!" rief jetzt der erschrockene Mann, „da habe ich für meine Nase-weisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase zerquetscht."

9. Der Mensch schaffet; Gott waltet.

Tue das Deine; Gott tut das Seine.

Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

Wen Gott nicht hält, der fällt.

Wen Gott naß macht, den macht er auch wieder trocken.

Wer Gott fürchtet, hat nichts anderes zu fürchten.

Gibt Gott Häschen, gibt er auch Gräschen.

Hüte dich vor Übeltaten;

Feld und Wald kann dich verraten.

Hoch auf Bergen, tief im Thal,

Gottes Aug' ist überall.

10. Kind und Mutter.

1. „Lieb' Mutter, was leuchtet so golden und klar
des Schwesterchens dunkles Augenpaar?
So leuchten die goldenen Augen kaum
in heiliger Christnacht am Tannenbaum.“
2. „Daß Schwesterchens Augen so leuchtend sind,
das macht die Liebe, mein gutes Kind!
Sie blickt heraus; sie blickt hinein
und gibt dem Auge den goldenen Schein.“
3. „Ich liebe dich, Mutter! O, sieh' doch schnell,
sind meine Augen jetzt auch so hell?“
„Ja, hell wie Gold!“ — „Und die deinen gar,
lieb' Mutter, die sind wie die Sonne so klar.“

11. Kindliche und brüderliche Liebe. ✕



Ein Schiff, welches nach Indien fahren wollte, litt Schiffbruch. Ein Teil der Mannschaft rettete sich bei den Kaffern ans Land; der andere begab sich auf einem Fahrzeuge, das sie aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes zusammengebauet hatten, wieder ins Meer. Der Steuermann, welcher das kleine Fahrzeug zu schwer beladen sah, meldete dem Kapitän, dass es untersinken würde, wenn man nicht ein Dutzend Menschen ins Wasser werfe. Das Los traf unter andern einen Soldaten. Sein jüngerer Bruder fiel nun dem Kapitän zu Füßen und bat, dass man ihn statt seines Bruders ins Meer werfen möchte. „Mein Bruder,“ sagte er, „ist eher im stande als ich, meinen Vater, meine Mutter und meine Schwestern zu ernähren; ohne ihn würden sie alle im äussersten Elende sein. Erhaltet sein Leben und werfet mich ins Meer, da ich ihnen nichts nützen kann!“

Der Kapitän erfüllte endlich seine Bitte und liess ihn über Bord werfen. Der junge Mann schwamm sechs ganze Stunden hinter dem Fahrzeuge her, bis er es endlich einholte. Jeder wurde von seiner Standhaftigkeit gerührt;

man nahm ihn wieder ins Schiff, und so rettete er sich und seinem Bruder das Leben.

12. Der junge Baum. +

1. Das schöne junge Bäumchen hier ist, wie man sagt, gleich alt mit mir und trägt, so jung und zart, schon Früchte von der besten Art.
2. Es lohnt den Gärtner, dessen Hand so vielen Fleiss darauf verwandt. Wie wird es ihn erfreun, wird es zum Baum erwachsen sein!
3. O, bin ich nicht dem Bäumchen gleich? Zwar jetzt nur noch an Blüten reich; doch gibt mir Gott Gedeihn, so will ich's auch an Früchten sein!

13. Die Henne und ihre Küchlein. x

Eine Henne sah in der Luft den Habicht schweben. Da rief sie ihre Küchlein zusammen. Diese sprangen eilig herbei, und die Mutter barg sie unter ihre Flügel; nur eines fehlte noch. Dieses stand am Ufer eines Teiches und sah dem Plätschern der Enten zu. Die Henne lockte immer ängstlicher; aber das Küchlein rief: „Ich mag nicht kommen; hier ist es schöner als unter deinen Flügeln.“ — „Ach, Kind,“ rief die Mutter, „komm' schnell! Siehst du den Habicht über dir?“ Das Küchlein sah empor; aber schon schoss der Habicht herab, erfasste es mit seinen Krallen und trug es fort. Vergebens schrie das Küchlein; der Habicht frass es auf.

14. Der Knabe und die Datteln. +

Ein Schüler ass, wie viele Knaben,
die Datteln um sein Leben gern,
und um des Guten viel zu haben,
so pflanzt' er einen Dattelnkern
in seines Vaters Garten.

Der Vater sah ihm lächelnd zu
 und sagte: „Datteln pflanzt du?
 O Kind, da mußt du lange warten,
 denn wisse, dieser edle Baum
 trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
 die ersten seiner süßen Früchte.“
 Karl, der sich dessen nicht versah,
 hielt ein und rümpfte das Gesicht.
 „Das Warten soll mich nicht verdriessen;
 belohnt die Zeit nur meinen Fleiss,
 so kann ich ja dereinst als Greis,
 was jetzt der Knabe pflanzt, geniessen.“

15. Die treuen Brüder. ✕

Zur Zeit der Ernte kamen zwei rüstige Jünglinge
 aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an
 Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauer: „Wir
 beide wollen Euch die ganze Erntezeit hindurch helfen,
 Euer Getreide heimzubringen, wenn Ihr uns die Kost und
 zehn Thaler Lohn gebet!“

„Zehn Thaler ist zu viel,“ sagte der Bauer; „ich meine,
 zehn Gulden wären mehr als genug.“ — „Nein,“ sagten
 die Jünglinge, „es müssen gerade zehn Taler sein; mit
 weniger ist uns nicht geholfen. Wollt Ihr uns nicht so
 viel geben, so bieten wir unsere Dienste einem andern an.“

„Wozu habt ihr denn so viel Geld notwendig?“
 fragte der Bauer. „Seht,“ antworteten sie, „wir haben
 zu Hause einen jüngern Bruder, der bereits vierzehn
 Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die
 Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Taler Lehr-
 geld. So viel Geld aber weiss unser alter Vater nicht
 aufzubringen. Da haben wir zwei ältere Brüder uns
 denn verabredet, dieses Geld zu verdienen.“

„Nun wohl, sagte der Bauer, „wegen eurer brüder-
 lichen Liebe will ich euch zehn Taler geben, wenn ihr
 so fleissig arbeitet, dass ich damit zufrieden sein kann.“

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Erntetagen unermüdet im Schweisse ihres Angesichtes. Sie waren morgens am frühesten auf und legten sich abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Ernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Taler und sprach: „Ihr habt euren Lohn redlich verdient, und da gebe ich jedem von euch noch einen halben Taler darüber.“

Wenn Geschwister einig leben,
treulich sich zu helfen streben —
kann es etwas Schön'res geben?

16. Der alte Landmann an seinen Sohn. ✓

1. Üb' immer Treu' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!
2. Dann wirst du wie auf grünen Au'n durchs Pilgerleben gehn;
dann kannst du ohne Furcht und Graun dem Tod in's Auge
sehn;
3. dann wird die Sichel und der Pflug in deiner Hand so leicht;
dann singest du beim Wasserkrug, als wär' dir Wein gereicht.
4. Dem Bösewicht wird alles schwer, er tue, was er tu'.
Das Laster treibt ihn hin und her und lässt ihm keine Ruh'.
5. Der schöne Frühling lacht ihm nicht, ihm lacht kein Ähren-
feld.

Er ist auf Lug und Trug erpicht und wünscht sich nichts
als Geld.

6. Der Wind im Hain, das Laub am Baum saust ihm Entsetzen zu;
er findet nach des Lebens Traum im Grabe keine Ruh'.
7. Drum übe Treu' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!
8. Dann suchen Enkel deine Gruft und weinen Tränen drauf,
und Sommerblumen voll von Duft, blühen aus den Tränen auf.

17. Der verlorene Brief. ✓

1. Wer hat den Brief nach Schenkenberg verloren?“
Ein Lügenbube sträusste gleich die Ohren.

2. Er denkt: Der Brief, der trägt mir etwas ein,
und ruft: „Gib her den Brief! Der Brief ist mein.“
3. Er rennt mit ihm erfreut aufs Schloss davon
und heischt vom Schreiber keck den Botenlohn.
4. Der Schreiber sprach: „Ein Brief vom Vogt!“ und las,
und in dem Briefe stand als Inhalt das:
5. „Dieweil der Bote lügt gar ungemein,
so sperr' zu schmäler Kost drei Tag' ihn ein!“
6. Der Bube heult und krümmt sich wie ein Wurm.
„Umsonst; der Vogt befiehlt's; fort in den Turm!“
7. Er ging und liess fortan das Lügen sein;
stets fiel der Brief nach Schenkenberg ihm ein.

18. Das Pferd und der Esel. ✕

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
der Esel eine schwere Last,
die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
auf deinem Rücken nichts,“ sprach das geplagte Tier;
„hilf, liebes Pferdchen, ach, ich bitte dich, hilf mir!“
„Was, helfen?“ sagt der grobe Gaul;
„du bist der rechte Gast; du bist ein wenig faul!
Trag' zu!“ — „Ich sterbe, liebes Pferd;
Die Last erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich.“
„Ich kann nicht,“ sprach das Pferd.
Kurz: Unter dem zu schweren Sack
erlag der Esel. Sack und Pack
warf man dem groben Rappen auf,
des Esels Haut noch oben drauf.

19. Der Reichtum. ✕

Ein armer Jüngling kam einst mit seinem frühern
Lehrer wieder zusammen und klagte ihm bitter, wie es
ihm so übel erginge, wie es dieser und jener seiner ehe-
maligen Schulgenossen weit besser hätte; sie wären be-
güttert; er dagegen litte Mangel an allem. „Bist du denn

wirklich so arm?“ sprach der Lehrer, „du stehst ja in voller Gesundheit vor mir.“ „Diese Hand,“ fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff — „kräftig und geschickt zur Arbeit — würdest du sie wohl um 1000 Taler dir abnehmen lassen? „Bewahre mich Gott,“ sprach der Jüngling, „wie könnte mir das einfallen!“ — „Und deine Augen,“ fuhr der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?“ — „Gewiss nicht,“ antwortete der Jüngling. „Nun denn,“ versetzte der Lehrer, „so klage nicht, dass du arm bist; du hast Güter, die alles Geld überwiegen!“

20. Kindliche Guttätigkeit. <

Ein armer Tagelöhner, Namens Morwan, kam im Winter 1842 mit seinem neunjährigen Knaben nach Paris, um bei den Befestigungsarbeiten irgend Beschäftigung und Brot zu suchen. Er wurde unter die Arbeiter aufgenommen; aber er verdiente kaum so viel, um Nahrung und Wohnung bezahlen zu können.

Sein Knäblein hatte die Bewilligung erhalten, die Dorfschule im benachbarten Passy zu besuchen. Es war aber nicht selten, dass der arme Mann und sein Söhnlein des Abendbrotes und des Nachtessens entbehren mussten. In dieser traurigen Voraussicht sagte eines Tages der arme, aber lebhafte Knabe zu einem seiner Schulkameraden: „Heute werden wir, ich und mein Vater, wohl wieder ohne Nachtessen schlafen gehen müssen; denn wir haben gar kein Brot mehr.“ Diese Rede vernahmen die andern Kinder mit Staunen. Die Worte gingen von Mund zu Munde und erregten die kindlichen Herzen zum Mitleid. Am andern Morgen trat einer der kleinen Mitschüler, obgleich er selbst dürftig war, zu dem Knaben des Tagelöhners und theilte sein Brot mit demselben.

Dieses Beispiel wirkte auf die ganze Kinderschar, und viele drängten sich heran, um von ihrem Morgen- oder Mittagsbrote, oder was sie sonst zu essen mitbrachten, dem armen Knaben einen Teil zu gewähren. Sie fragten auch, an welchen Tagen denn ihm und seinem Vater die Nahrung gebreche, und er antwortete der Wahrheit gemäss: „An den Tagen, an welchen das Wetter gar schlimm ist, kann mein Vater nicht draussen arbeiten; dann verdient er kein Geld, und dann kann er auch keine Speise kaufen“

Die Kinder merkten sich diese Worte, und so oft die Witterung schlimm war, boten sie nicht nur ihrem armen Mitschüler genügende Speise dar, sondern drängten ihn, auch noch Brot und andere Nahrungsmittel für seinen Vater anzunehmen und sie demselben am Abend heimzubringen. Was hiebei noch besonders bemerkt werden muss, ist die Beharrlichkeit, mit welcher die Kleinen ihre Wohltätigkeit fortsetzten. Und so halfen sie wirklich dem armen Manne und seinem Söhnlein über die schwere Not des lange andauernden Winters hinaus.

Als endlich der Frühling wieder kam, wollte der Mann mit seinem Söhnlein in die Landschaft zurückkehren, von wo sie hergekommen waren. Doch sein Gemüt drängte ihn, die guten Schulknaben in Passy vorher zu besuchen und ihnen zu danken. Die Kinder hörten mit Erstaunen seine Worte; denn sie hatten keinen Dank erwartet, und als ihm und seinem Söhnlein Dankestränen über die Wangen rohlten, da weinten sie mit ihm, obgleich sie fröhlichen Herzens waren.

21. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübenden Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal

nicht mit rechten Dingen zu. Wißt ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelpen?" — Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte nach einer Weile ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt ihr ein Jahr lang je dreimal bei Tag, dreimal bei Nacht in Küche, in Keller, in Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück!“

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät in der Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, fand sie die Rüge unversorgt, und die Pferde hatten statt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage Fehler zu sehen und abzustellen.

Nachdem das Jahr um war, ging sie mit dem Kästchen zu dem Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästchen noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel.“ — Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht lassen; das Mittel aber, welches darin verborgen ist, sollt ihr haben.“ Er öffnete das Kästchen, und siehe, es war nichts darin als ein weißes Blättchen Papier, worauf geschrieben stand:

Soll alles gut im Hause stehen,
so mußt du selber wohl nachsehen.

22. So nichts ist, kommt nichts hin.

Was nicht ist, das kann werden.

Das sind zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten

Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtzist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen.

So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtzist, der selber nichts zu heißen und zu nagen hat.

23. Vater Pestalozzi. ✕

Ein edler Mann, uns wohl bekannt,
hat einst gelebt im Schweizerland.
Er wandert' einmal müd' und matt
zum Kaiser hin gen Baselftadt.
Da trat ein Weiblein auf ihn zu,
in Lumpen, ohne Strümpf' und Schuh'.
„Ach, lieber Herr, ich bitt' um Gott,
erbarmt Euch meiner großen Not!“
Wie er das arme Weiblein sah,
da ging es seinem Herzen nah'.
Schnell in die Tasche fuhr die Hand,
und als er alles leer dort fand,

löst er vom Fuß die Schnallen ab
 und sprach, da er's dem Weiblein gab:
 „Dies Silber trag' zum Goldschmied hier
 und kauf' dir Schuh' und Brot dafür!
 Ich gäb' dir mehr, daß Gott erbarm'!
 wär' ich nicht leider selber arm.“
 Drauf bindet er mit Stroh die Schuh'
 und wandert Basels Thoren zu.
 Er wollte lieber schmucklos gehn,
 als einen Armen leiden sehn.

24. Der sechsende Handwerksbursche. ✕

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre und bat um einen Zehrpennig ganz fleißig. Als sich niemand sehen ließ, noch rührte, öffnete er leise die Thüre und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Frau erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus.



Nach ungefähr fünf Stunden kam der Handwerksbursche wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott, ich kann euch ja nichts geben; ich selbst lebe von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: „Eben deswegen.“ Anständig und freundlich trat er bis an den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte Geldstücke. „Das ist für euch, arme, kranke Frau!“ sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Wittve eines ehemaligen Unterofficiers; den Namen des braven Jünglings kennen wir nicht; aber ein Engel im Himmel hat ihn für ein andermal aufgeschrieben.

25. Der Graf und der Gerber. +

1. Kam einst Herr Rudolf wohlgenut
Vor Basel hingeritten!
am Steinentor beim Gerber tut
er um den Jmbiz bitten.
2. „Seid mir begrüßt, mein werter Gast,
wollt Ihr Euch so bequemen!
Weib, bringe hurtig, was du hast! —
Bitt' Euch, vorlieb zu nehmen.“
3. Gerüstet wird der blanke Tisch
mit stillem Wohlbehagen,
und Suppe, Braten, Tort' und Fisch
und Wildbret aufgetragen.
4. Des Herbstes reiche Gabe ruht
in Gold- und Silberschalen;
es sprüht der edlen Weine Blut
in blinkenden Pokalen.
5. In Purpurseide und Damast
stolzirt des Hauses Ehre;
es trägt der Glanz, als ob der Gast
bei feinesgleichen wäre.
6. Bei ernstem Wort und feinem Scherz
enteilt die Mittagstunde,
und offen wird des Grafen Herz
in heitrer Tafelrunde.
7. Drum launig er zum Wirt begann:
„Was mögt Ihr noch erwerben?
Könnt doch dereinst als reicher Mann
auf weichem Polster sterben!“

8. „Auf fauler Haut? Das bleibe fern!
Ich fahre fort, zu gerben,
und will, gefällt es Gott, dem Herrn,
als Gerber selig sterben.
9. Nie haben mich zur Stund' gereut
der rauhen Arbeit Mühen;
nur wo man keine Dornen scheut,
kann sichrer Segen blühen.“
10. Das Wort gefiel dem Grafen sehr;
er rühmt' es aller Dinge,
wie er zu Basel in die Lehr'
bei einem Gerber ginge.

26. Ein kostbares Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.“

Wallburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Bürde gelegt; daher fühle ich sie kaum.“

„Ei!“ rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag' mir doch, wie es heißt!“

Wallburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld.“

Leichter trägt, was er auch trägt,
wer Geduld zur Bürde legt.

27. Schwert und Pflug. <

1. Einst war ein Graf, so geht die Mär,
der fühlte, daß er sterbe;
die beiden Söhne rief er her,
zu teilen Hab' und Erbe.
2. Nach einem Pflug, nach einem Schwert
rief da der alte Degen;
das brachten ihm die Söhne wert;
da gab er seinen Segen:
3. „Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
du sollst das Schwert behalten,
die Berge mit dem stolzen Schloß,
und aller Ehren walten.
4. Doch dir, nicht minder liebes Kind,
dir sei der Pflug gegeben;
im Tal, wo stille Hütten sind,
dort magst du friedlich leben.“
5. So starb der lebensmüde Greis,
als er sein Gut vergeben.
Die Söhne hielten sein Geheiß
treu durch ihr ganzes Leben.
6. Doch spricht, was ward denn aus dem Stahl,
dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Tal,
was aus dem schwachen Pflüger? —
7. O, fragt nicht nach der Sage Ziel!
Euch künden's rings die Auen:
Der Berg ist wüst; das Schloß zerfiel;
das Schwert ist längst zerhauen.
8. Doch liegt das Tal voll Herrlichkeit
im lichten Sonnenschein;
da wächst und reißt es weit und breit;
man ehrt den Pflug noch immer.

28. Eile mit Weile.

Ein Fuhrmann fuhr abends mit einem geladenen Wagen in größter Eile der Stadt zu. „Komm' ich noch vor Thor-
sperrre in die Stadt?“ rief er einem Reisenden zu, an dem er vorbei jagte. „O ja“, sagte der Reisende, „wenn Ihr lang-
samer fahrt.“ Der Fuhrmann dachte: „Der Mensch ist nicht
geseheit,“ peitschte auf seine Pferde los und fuhr noch schneller
auf der holprigen Straße, so daß Pferde und Räder rauchten.
Plötzlich brach ihm ein Rad; der Wagen fiel um, und Kisten
und Fässer lagen auf der Straße und im Graben. Der Reisende
holte den Fuhrmann bald ein und sprach: „Seht Ihr nun, daß ich
recht hatte. Ich komme zu Fuß noch wohl in die Stadt; Ihr
aber mit Euern vier Pferden könnt sie heute nicht mehr er-
reichen. Ihr dachtet mit Eurem Eilen einige Kreuzer Sperrgeld
zu ersparen und habt nun einen Schaden von mehreren Gulden.“

29. Die Solothurner (1318).

1. Von Österreich der Herzog, der stolze Leopold,
der war dem Schweizervolke, dem biedern, gar nicht hold.
Morgartens Schmach im Auge war ihm ein scharfer Dorn;
die Solothurner sollten heut fühlen seinen Zorn.

2. Sie zu belagern, kam er mit großer Heeresmacht;
gar hart sie zu bedrängen, hat er im Grimm gedacht.
Eine Brücke ließ er schlagen dort über die schöne Aar',
in ihre Stadt zu jagen mit seiner Reissigen Schar.

3. Doch wie vor dreien Jahren tut heut aufs neu sich kund:
Es stehn die Elemente mit Schweizern treu im Bund.
In Strömen floß hernieder der Regen manchen Tag,
bis mächtig hoch geschwollen der Strom die Dämme brach.

4. Schon ist die neue Brücke vom Untergang bedroht;
wer sich hinüber wagt, der geht in seinen Tod.

Wohl türmen drauf die Krieger Steinmassen mit Bedacht;
umsonst, der Steg erzittert, der Pfeiler wankt und kracht.

5. Und unaufhörlich reißen die Wellen hier und dort
der Allzukühnen manchen in ihren Strudel fort,
bis endlich in die Wogen der wildempörten Nar'
der ganze Bau gestürzt, mit ihm die Kriegerschar.

6. Die hiebern Solothurner von ferne sehn die Not;
sie sehn die Krieger ringen in Wellen mit dem Tod.
Und sieh', den Feindgesinnten, die ihre Stadt bedroht,
die edlen Schweizer senden in Eil ein Rettungsboot.

7. Und wie dem Tod entrissen die Krieger sind an Bord,
ziehen alle frei zum Lager des Herzogs wieder fort.
Der aber hat des Volkes hochedlen Sinn erkannt
und drauf mit seinem Heere sich von der Stadt gewandt.

30. Mut und Aufopferung. x

Simon war ein geschickter und fleißiger Mechaniker. Als er einst abends aus dem Fabrikgebäude heimkehrte, war die Bevölkerung des Städtchens sehr beunruhigt. Ein herumstreifender wütender Hund hatte etliche Einwohner gebissen. Das schreckliche Tier rannte eben durch ein Gäßchen und schien auf eine Gruppe spielender Kinder zuzueilen. Simon trat demselben entgegen. Als bald biß der Hund um sich; Simon lehnte den Rücken an eine Mauer und packte die Bestie an Hals und Rücken. Mit lauter Stimme rief er um Hilfe; das Tier jedoch hielt er fest, obgleich es ihm Hände und Arme zerfleischte. Niemand getraute sich zu helfen. Endlich kam ein Polizeimann; der sah und hörte mit Entsetzen, wie Simon trotz seiner Wunden das wütende Tier festhielt und nur um anderer willen verlangte, daß man dasselbe tot schlage. Der Polizeimann hatte keine andere Waffe als seinen Polizeistock; allein er war mutig

genug, mit diesem auf den Hund loszuschlagen; töten aber konnte er ihn nicht. In dieser Not kam ein zweiter Mann herzu, der mit einem derben Knüttel dem Tiere den Rückgrat zerschmetterte und dann dasselbe vollends tötete. Simon sank erschöpft nieder, aus vierzehn Wunden blutend. Zwei Ärzte waren indessen herbeigeeilt; sie reinigten zuerst die Wunden und brannten sie dann mit glühenden Eisen aus. Dabei zeigte Simon standhaften Mut. „Schneidet und brennet immerhin!“ sagte er zu den Ärzten; „ich fürchte mich nicht davor. Und wenn ich sterben sollte, so tröste ich mich damit, daß ich unschuldige Kinder vor einem entsetzlichen Unglück bewahrt habe.“

Drei Monate blieb Simon in ärztlicher Behandlung und mußte große Schmerzen leiden. Er wurde jedoch vollkommen hergestellt. Sein Mut und seine Aufopferung wurden weithin erzählt und sind unvergessen geblieben.

31. Leichtsinu und Fürsorge. X

Ein Seidenarbeiter, Namens Felix, besuchte einmal das Spital einer Stadt, wo einer seiner Bekannten Krankenwärter war. Während sie durch einen der Säle gingen, ertönten plötzlich aus einem Bette die Worte: „O, mein lieber Felix, bist du da?“ Felix wandte augenblicklich das Angesicht gegen die Seite, woher dieser klägliche Ruf kam, und sah, wie ein Kranker sich im Bette aufrichtete, nach ihm schaute und ihm mit der Hand winkte. Er ging näher, stand still und rief schmerzlich erregt: „Ach Gott, bist du es, Freund Robert, und in solchem Zustande?“ Felix trat nun nahe an das Bett und reichte dem Kranken, welcher weinte und seufzte, die Hand.

Felix begab sich sogleich zu einem der Spitalbeamten und stellte das Ansuchen, daß man ihm gestatte, seinen kranken Freund

zu sich in seine Behausung zu nehmen. Man entsprach seinem Gesuch, und der Kranke wurde in einer Sänfte in das Landhaus gebracht, welches Felix mit seiner Familie bewohnte.

Als sich der Kranke nach einigen Tagen ziemlich erholt hatte, fragte ihn Felix, wie er in diesen jämmerlichen Zustand gekommen sei. Robert antwortete: „Du weißt, ich bin von meinem Oheim, einem gutmütigen alten Soldaten, auferzogen worden. Er hatte mich lieb, wollte mir Freude machen und nahm mich daher häufig des Abends in die Schenkstuben mit. Nur allzu früh lernte ich spielen, trinken und rauchen, und ich war nirgends so gerne als in diesen Schenkstuben unter lustigen Gefellen. Als ich dann herangewachsen war und in guten Zeiten ziemlich viel Geld verdiente, besuchte ich die Schenkstuben noch häufiger, und das Leben und Treiben in denselben wurde mir zur Gewohnheit. Mein größtes Vergnügen war das Spiel, obgleich ich meistens mein Geld verlor. Ich machte Schulden, konnte sie nicht mehr bezahlen, und um nicht ins Schuldengefängnis zu kommen, verließ ich die Stadt. Einige Jahre arbeitete ich auswärts; aber auch dort fand ich Trinkstuben und Spielgesellschaften, und ich lebte wieder nach meiner alten schlimmen Gewohnheit. Meine Kräfte und meine Tüchtigkeit zur Arbeit nahmen ab; ich kam in Not und Armut, und als ich endlich von einem Fieber ergriffen wurde, transportirte man mich nach Lyon und brachte mich in das Spital, wo du mich gefunden hast. Ich bin ein armer, elender Mensch, und du, mein Freund Felix, du lebst in Glück und Wohlstand. Sag' an, wie bist du zu diesem Haus und zu diesem Güthen gekommen? Ist es dir etwa als Erbteil zugefallen, oder hast du eine glückliche Spekulation gemacht?“

Felix erwiderte: „Keines von beiden, mein Freund; alles, was ich besitze, habe ich mir selbst erworben. Ich bin ein tüchtiger

Arbeiter und verdiene seit langem her täglich fünf Franken; drei Franken genügten mir für Nahrung, Kleidung und Wohnung, zwei konnte ich täglich bei Seite legen, und da ich keinen blauen Montag machte, so brachte ich wöchentlich 12 Fr. in die Ersparniskasse; das gab im ersten Jahr schon die Summe von 600 Fr. Gott schenkte mir Kraft und Gesundheit, und nach einer Reihe von Jahren erwuchs aus den Einlagen, aus Zins und Zinseszinsen ein Kapital von 20,000 Fr. Ich kaufte mir dieses Haus und Gütchen und lebe nun mit meiner Frau und zwei Kindern glücklich und zufrieden, da ich stetsfort als fleißiger Arbeiter reichlich mein Brot verdiene." Da seufzte Robert: „Ach Gott, welch ein Unterschied zwischen deinem und meinem Leben, zwischen deinem und meinem Zustande!"

Felix suchte den Unglücklichen zu trösten, indem er sagte: „Du wirst dich in unserm Hause wieder erholen und dann als ein fleißiger Arbeiter ein besseres Leben beginnen."

Aber Robert fühlte wohl, daß seine Gesundheit zerstört sei; er weinte und dankte unter Tränen seinem Freund und dessen Gattin. Er wurde zusehends schwächer und schwächer, und am Tage vor seinem Hinscheiden sprach er noch zu Felix: „Erzähle einem Schriftsteller meinen und deinen Lebensgang, damit er von beiden in einer Zeitschrift Bericht erstatte, sowohl zur Ermunterung, als zur Warnung junger Fabrikarbeiter."

32. Fells Tod. ✕

1. Grün wird die Alpe werden, stürzt die Lawin' einmal;
zu Berge ziehn die Herden, fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpenjöhne, mit jedem neuen Jahr
des Eises Bruch vom Föhne den Kampf der Freiheit dar.

2. Da braust der wilde Schächten hervor aus seiner Schlucht,
und Fels und Tanne brechen von seiner jähen Flucht.

Er hat den Steg begraben, der ob der Stäube hing,
hat weggespült den Knaben, der auf dem Stege ging.

3. Und eben schritt ein anderer zur Brücke, da sie brach;
nicht stutzt der greise Wanderer, wirft sich dem Knaben nach,
faßt ihn mit Adlerfchnelle, trägt ihn zum sichern Ort;
das Kind entspringt der Welle, den Alten reißt sie fort.

4. Doch, als nun ausgestoßen die Flut den toten Leib,
da stehn um ihn, ergossen in Jammer, Mann und Weib;
als kracht' in seinem Grunde des Rostocks Felsgestell,
erschallt's aus einem Munde: Der Tell ist tot, der Tell!

5. „Da liegst du, eine Leiche, der aller Leben war;
dir trieft noch um das bleiche Gesicht dein graises Haar.
Hier steht, den du gerettet, ein Kind wie Milch und Blut;
das Land, das du entkettet, steht rings in Alpenglut.

6. Weithin wird lobgesungen, wie du dein Land befreit;
von großer Dichter Zungen vernimmt's noch späte Zeit;
doch steigt am Schächten nieder ein Hirt im Abendrot,
dann hallt im Felsstal wieder das Lied von deinem Tod!“

33. Die Bärenhaut. ✕

Zwei Jägerburschen hatten von einem Bären gehört,
welcher sich in dem Walde aufhalten sollte. Und weil
man lange keinen so grossen und starken Bären gesehen
hatte, so freuten sie sich über den schönen Pelz, den
sie dem Bären abziehen wollten. „Wenn ich ihn schiesse,“
sagte der eine, „so lass' ich mir einen Mantel davon
machen; der soll mich im Winter hübsch warm halten.“
„Nein“, sagte der andere, „ich schiesse den Bären und
verkaufe den Pelz. Der Kürschner bezahlt mir zehn
Taler dafür; die sollen mir schön in dem Beutel klingen.“

Unterdessen war es Zeit geworden, in den Wald
zu gehen. Als sie aber so allein darin waren und von
ferne den Tritt des Bären hörten, da wurde es ihnen
doch ein wenig bange. Als er nun gar näher kam und



sich ein schreckliches Brummen hören liess, da warf der, welcher den Pelz des Bären verkaufen wollte, seine Flinte weg und kletterte so schnell wie möglich auf einen Baum. Der andere aber, welcher sich nun doch auch nicht zu bleiben

getraute, konnte sich nicht mehr flüchten. Zum Glück fiel ihm ein, dass die Bären keinen toten Menschen anrühren. Er warf sich also auf den Boden, hielt den Atem an und streckte sich hin, als wenn er tot wäre. Der Bär kam grimmig auf denselben zu. Als er aber sah, dass er kein Glied rührte, glaubte er, der Mensch wäre tot. Er beroch ihn also ein wenig, und als er gar keinen Atem merkte, lief er weiter, ohne demselben ein Leid zu tun. Als nun der Bär weit genug fort war, erholten sich die beiden Jägerburschen von ihrem Schrecken. Der eine stieg von dem Baum herunter; der andere stand vom Boden auf.

Da fragte der, welcher von oben zugesehen hatte: „Hör' einmal, was hat dir denn der Bär in das Ohr gesagt?“ — „Ja“, sagte der andere, „alles habe ich nicht verstanden; aber eines hat er mir deutlich ins rechte Ohr gesagt, nämlich: „Man darf die Haut des Bären nicht verkaufen, bevor man den Bären hat.“ Und in das linke Ohr hat er mir gesagt: *„Wer seinen Freund in der Not im Stiche lässt, der ist ein schlechter Kerl.“*

34. Der junge Schornsteinfeger. >

Ein armer Schornsteinfegerjunge musste auf dem Schloss einer Prinzessin den Schornstein fegen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Als er auf diesem

Wege in das Zimmer herabgestiegen war, fand er dasselbe leer. Er blieb ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblick der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren. Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Tische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen, und da stieg der Wunsch in ihm auf: „Ach, wenn du doch eine solche Uhr hättest!“ Nach einer Pause dachte er: „Wie, wenn du sie mitnähmest? Aber pfui, da wärest du ja ein Dieb! Doch niemand würde es ja wissen,“ dachte er weiter. Allein in demselben Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind legte er die Uhr wieder hin und eilte in den Schornstein. Als er nach Hause gekommen war, konnte er die Uhr immer noch nicht vergessen. Wo er ging und stand, war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden, aber umsonst. Es war ihm zu Mute, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder zurückzöge. Er konnte nicht schlafen und beschloss, wieder hinzugehen und sie zu nehmen. Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, dass er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Tische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondscheine liegen sah. Schon streckte er die Hand danach aus, als er neben derselben noch grössere Kostbarkeiten, diamantene Ohringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte. „Soll ich?“ sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder zitterten, „soll ich? Aber wär' ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Leben lang? Könnst' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? Könnst' ich wohl jemals einem andern wieder frei ins Gesicht sehen? — Wohl wahr; aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage vollauf zu essen und zu trinken. Und wenn ich nun entdeckt würde? Aber wie könnst' ich entdeckt werden? Es sieht's ja niemand. Niemand? Sieht denn aber Gott es nicht,

der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl begangen haben wirst? Würdest du wohl ruhig sterben können?“ Bei diesen Worten überlief ihn ein eiskalter Schauer. „Nein“, sagte er, indem er die Diamanten wieder hinwarf, „lieber arm und ein gut Gewissen als reich und ein Bösewicht!“ Und mit diesen Worten eilte er auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte alles gehört und den Knaben erkannt. Sie liess ihn am folgenden Tage zu sich kommen. „Höre, Kleiner“, sagte sie zu ihm, „warum nahmst du denn gestern die Uhr und die Diamanten nicht? — Ich habe alles gehört. Danke Gott, dass er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich, deine Tugend auch ferner zu erhalten! Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich nähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich tun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Übeltat einfallen möge.“ Dem Knaben stürzten heisse Tränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen. Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde gut erzogen, und seine Wohltäterin hatte die Freude, ihn zu einem braven, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

35. Die Versöhnung. ✕

1. An Thurgaus Grenze lag der Kaiser
und um ihn her des Adels Macht;
ihm, wähnt' er, müsst' es doch gelingen,
das Hirtenvölklein zu bezwingen,
und dachte sich den Plan der Schlacht.
2. Vorüber lag die Schar der Schweizer,
mit Mut im Herz und Kraft im Mark,

bereit, den Adel, sollt' er's wagen,
zum fünften Mal aufs Haupt zu schlagen,
froh jauchzend: „Eintracht macht uns stark!“

3. Doch Eintracht floh zwei Heldenherzen,
die einst der Zufall feindlich schied;
und, dass dabei das Land nicht leide,
beschied des Zuges Führer beide:
Zurkinden und von Winkelried.
4. „Es droht Gefahr der guten Sache,“
sprach er, „wenn Zwist die Brüder trennt;
versöhnt euch, Freunde, oder schwöret,
dass ihr, so lang die Fehde währet,
die eigne Streitigkeit nicht kennt!“
5. „Wir schwören's!“ riefen beide Krieger;
„gerecht ist das, was Ihr begehrt!
Nie soll man uns als Feinde sehen;
doch wenn des Friedens Palmen wehen,
dann ende unsern Streit das Schwert!“
6. Und einst, als bei des Lagers Wache
Zurkinden stand, drang ein Geschrei
zu ihm, dass Winkelried umgangen,
beim kühnen Streifen aufgefangen,
vielleicht wohl gar erschlagen sei.
7. Und hin stürmt er wie Gottes Wetter,
haut ein; es fällt, was widersteht,
und Winkelried sieht sich gerettet
von Schand' und Tod, und losgekettet
lässt ihn Zurkinden stehn und geht.
8. Doch sieh! bald trabet der Befreite
auf reich geziertem Ross herbei,
von stolzem Bau und starken Hufen,
und laut ertönt des Reiters Rufen:
„Wer zeigt mir, wo Zurkinden sei?“

9. Und Streit besorgend, eilt die Menge,
zu scheiden, und der Führer fällt
ihm in den Zügel, ruft entrüstet:
„Wo bleibt dein Wort?“ Und kampfgestärkt
tritt jetzt Zurkinden vor sein Zelt.
10. Doch Winkelried springt von dem Rappen
und spricht: „Entblöße nicht dein Schwert,
mein Retter! Höre mein Begehren!
Willst du des Herzens Dank nicht hören,
so nimm doch mein erkämpftes Pferd!“
11. Und tief bewegt ergreift die Rechte
Zurkinden, die ihm jener bot;
des Herzens Rinde ist zersprungen;
die Helden halten sich umschlungen,
und alles jauchzt und danket Gott.
12. Und im Gezelt des Führers kreiset
der Sühne Becher; froh entfliegt
beim Freudenmahl die Nacht; man singet:
„Ein Held ist, der den Feind bezwinget,
ein grössrer, wer sich selbst besiegt!“

36. Der Reiter und der Bodensee.

1. Der Reiter reitet durchs helle Tal;
aufs Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
2. Er trabet im Schweiss durch den kalten Schnee;
er will noch heut' an den Bodensee;
3. noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn,
will drüben landen vor Nacht noch an.
4. Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
er braust auf rüstigem Ross feldein.
5. Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
6. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt;
der Weg wird eben; die Bahn wird glatt.

7. In weiter Fläche kein Bühel, kein Haus;
die Bäume gingen, die Felsen aus.
8. So flieget er hin eine Meil' und zwei;
er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
9. es flattert das Wasserhuhn empor;
nicht andern Laut vernimmt sein Ohr;
10. keinen Wandersmann sein Auge schaut,
der ihm den rechten Pfad vertraut.
11. Fort geht's, wie auf Samt, auf dem weichen Schnee.
Wann rauschet das Wasser? wann glänzt der See?
12. Da bricht der Abend, der frühe, herein;
von Lichtern blinket ein ferner Schein.
13. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
und Hügel schliessen den weiten Raum.
14. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn;
dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
15. Und Hunde bellen empor am Pferd,
und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
16. „Willkommen am Fenster, Mägdelein,
an den See, an den See, wie weit mag's sein?“
17. Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
18. Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
ich sprach', aus dem Nachen stiegst du.“
19. Der Fremde schaudert; er atmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!“
20. Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!
21. An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
hat gepocht des rasenden Hufes Stoss!
22. Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

23. Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?““
24. Sie ruft das Dorf herbei zu der Mär;
X es stellen die Knaben sich um ihn her; X
25. die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja segne du dich!
26. Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
brich mit uns das Brot und iss vom Fisch!“
27. Der Reiter erstarret auf seinem Pferd;
er hat nur das erste Wort gehört.
28. Es stocket sein Herz; es sträubt sich sein Haar;
dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
29. Es suchet sein Blick nur den grässlichen Schlund;
sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
30. Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis;
wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiss.
31. Da seufzt er, da sinkt er vom Ross herab;
da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

37. Nachgeben stillet den Krieg.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlweg, und es war nicht leicht, wie der eine dem andern ausweichen sollte. „Fahre mir aus dem Wege!“ rief der eine. „Ei, so fahre du mir aus dem Wege!“ schrie der andere. „Ich will nicht!“ sagte der eine, „und ich brauche es nicht!“ sagte der andere, und weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zanke und zu Scheltworten.

„Höre du,“ sagte endlich der erste, „jetzt frage ich dich zum letzten Male, willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Tust du's nicht, so mache ich's mit dir, wie ich's heute schon mit einem gemacht habe.“ — Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung.

„Nun“, sagte er, „so hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig beiseit schieben; ich habe ja sonst nicht Platz, um mit dem meinigen auszuweichen.“ Das liess sich der erste gefallen, und in wenig Minuten war die Ursache des Streites beseitigt.

Ehe sie schieden, fasste sich der, welcher aus dem Wege gefahren war, noch einmal ein Herz und sagte zu dem andern: „Höre, du drohtest doch, du wolltest es mir machen, wie du es heute schon mit einem gemacht hättest; sage mir doch, wie hast du es mit dem gemacht?“ — „Ja, denke dir,“ sagte der andere, „der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da — fuhr ich ihm aus dem Wege!“

38. Eine Hand wäscht die andere. ✕

So sagt man wohl, wenn ein Schelm dem andern durchhilft, und mancher unehrliche Mensch sagt's einem andern, dem er einen kleinen Gefallen getan hat. Pfui! So meint es das Sprichwort nicht. Denkt einmal nach! Wenn ihr euch die Hände wascht, so wird, wenn ihr auch die eine nach allen Seiten im Wasser herum-schlenkert, sie dennoch nicht rein; die andere muss wischen und waschen, streichen und kneten helfen; dann geht es. Was lehrt euch das? Nun — einer, der allein steht, ohne den treuen Beistand seiner Nachbarn und Freunde, bringt nichts fertig. Wenn aber diese sagen: „Warte, Nachbar, ich komme und helfe,“ dann wäscht eine Hand die andere. Wenn nun aber der Nachbar deiner Hilfe bedarf? Ei nun, dann muss wieder deine Hand der seinen waschen helfen, und es geht rein und herrlich ab. Verstanden? Der liebe Gott will, dass wir einander unterstützen und einander helfen und dienen sollen mit der Gabe, die wir empfangen haben. So soll eine Hand die andere waschen.

39. Das mühsam gesuchte Brot. ✕

Vor etwas mehr als hundert Jahren, im Jahre 1771, herrschte im Thurgau eine drückende Hungersnot. Die beiden Jahre vorher war die Witterung so schlecht, dass grosser Misswachs entstand und infolgedessen auch Teuerung. Ein Viertel Korn kostete im Anfang des Jahres 1770 schon zwei Gulden, am Ende desselben aber $4\frac{1}{2}$, und im Brachmonat des folgenden Jahres sogar neun Gulden. Solche Summen konnten arme Leute nicht mehr aufbringen, und manche suchten mit Wurzeln und Kräutern ihren Hunger zu stillen. Aber auch Wohlhabende, denen das Geld nicht fehlte, fanden bald die nötige Nahrung nicht mehr, da sie eben überhaupt nicht mehr vorhanden und auch um schweres Geld nicht zu kaufen war. Schwaben, woher sonst viel Getreide in die Schweiz eingeführt wurde, hatte selber Mangel, und es wurde deshalb die Ausfuhr daselbst verboten.

In dieser Zeit grösster Not kamen zwei Bürger von *Weinfelden*, *Jakob Schweizer*, Krämer, und *Joseph Bornhauser*, Bäcker, auf den Gedanken, in Oberitalien eine Ladung Getreide aufzukaufen und nach Weinfelden zu transportiren. Aber damals gab es keine Eisenbahnen, und die Strassen waren meistens schlecht. Wollte man das Korn von Oberitalien nach dem Thurgau bringen, so musste man sich entschliessen, dasselbe auf dem Rücken über die hohen Alpen und bis an seinen Bestimmungsort zu tragen. Die genannten Unternehmer kamen mit neun kräftigen Männern überein, dass diese gegen einen bestimmten Taglohn das zu kaufende Getreide aus Italien nach Hause tragen sollten.

Am 27. Mai reiste die Schar von Weinfelden ab, über Fischingen, Fischental, Rapperswyl, Schwyz, Flüelen, Altdorf und über den St. Gotthard bis nach Bellinzona, wo man am 31. Mai anlangte und glücklich das

gewünschte Quantum Korn einkaufen konnte. Noch am gleichen Tag wurde die Rückreise angetreten, aber auf einem andern Weg, über den Bernhardin nach Splügen, Thusis, Reichenau und Chür, dann das Rheintal hinunter bis Rheineck und eine Strecke weit zu Schiff auf dem Bodensee. Am 8. Brachmonat langte die Mannschaft mit der Ladung glücklich in der Heimat an.

Aber die Reise und besonders der Rückweg erfolgte nicht so leicht, wie man das schreibt oder liest. Man denke sich, wie die Männer mit einer schweren Last auf dem Rücken Tag für Tag weite Strecken zurückzulegen hatten, die heutzutage manche selbst ohne Gepäck nicht zu Fuss durchwandern würden; dann die schlechten Wege und die Schwierigkeiten, Nachtherberge und Nahrung zu bekommen! Mehr als einmal mussten die müden Träger des Nachts auf ein Bett verzichten, schliefen auf dem Heu oder auf einem blossen, harten Holzboden, wo sie auch nicht einen Strohhalbm zur Unterlage hatten: öfters wies man ihnen die Türe oder gab ihnen nur geringe Speise, oder sie fanden alles so unreinlich, dass sie aus Ekel fast nicht essen konnten. Auf der Höhe der Alpen wanderten sie einmal unter Schnee und Regen bei kaltem Nordwind über vier Stunden, ohne ein Haus oder auch nur einen Baum anzutreffen. Einmal wurde der rechte Weg verfehlt, und die Nacht überfiel die Wanderer in einer ganz unwegsamen, felsigen Gegend mit tiefen Abgründen, wo ein Fehltritt schwere Folgen haben konnte; doch kamen sie wieder auf die richtige Fährte und fanden noch eine Unterkunft in einem Bergdörflein, wo sie Gott innig dankten für die Errettung aus drohender Lebensgefahr. Ein ander Mal glaubten sie, einen guten Weg gefunden zu haben, gerieten dann aber unvermutet auf ganz sumpfigen Boden, so dass die vordern Männer mit ihren Lasten bis an die Hüfte einsanken, und die hintern, nachdem sie ihre Bürden bei Seite gelegt, alle Mühe hatten, ihre Kameraden wieder

aus dem Sumpf herauszuziehen. Doch auch diesmal wussten sie sich schliesslich wieder zu helfen.

Eine genaue Beschreibung der ganzen Reise gibt uns eine Vorstellung von der Schwierigkeit des Verkehrs in damaliger Zeit, aber auch von dem Mut, der Ausdauer und der Genügsamkeit unserer Reisenden, denen es heutzutage wohl wenige gleich tun möchten.

Die Teuerung dauerte noch eine Zeit lang fort. Die Not stieg in vielen Haushaltungen auf einen hohen Grad. Es gab aber auch manche, die das Mögliche taten, um das Elend zu lindern. Und am Ende galt auch da wieder das Wort: „Auf Regen folgt Sonnenschein.“

40. Das Gespenst.

Es gibt noch immer einzelne Leute, welche an Gespenster glauben und sich dabei auf selbst gemachte Erfahrungen berufen. Sie vergessen aber, wie Furcht und Vorurteile einem etwas vorspiegeln können, das sich in Wahrheit ganz anders verhält. Einen solchen Vorfall erzählt ein geschickter thurgauischer Maler, *Joachim Brunschweiler* von *Erlen*, der im Jahre 1853 in seiner Heimat gestorben ist.

In jüngeren Jahren, als Joachim Brunschweiler in der Fremde war und sich oft in ökonomischer Bedrängnis befand, reiste er einmal zur Nachtzeit in einer ganz unbekannten Gegend im Schwabenland und traf da mit einem Gespenst zusammen, über welches er in seiner Lebensgeschichte folgendermassen berichtet.

Der Himmel war ziemlich bewölkt und trübe; nur hie und da sah man die Mondsichel, und nur selten leuchteten die Sterne hinter dem Vorhange des Gewölks hervor. Lautlose Todesstille umgab mich von allen Seiten, und ich befand mich auf der Strasse so einsam, als lebte ich allein auf Erden; denn kein lebendiges Geschöpf regte sich. Mich überfiel ein unwillkürliches Grauen;

meine Einbildungskraft stellte mir allerlei Gestalten vor Augen, die nur in meinem Kopfe existirten, und der in den Kinderjahren eingesogene Aberglaube regte sich mächtig in meinem Innern. Auf einmal glaubte ich, in der Ferne eine in Dunkel gehüllte, sonderbare Figur zu bemerken, welche sich wie ein Riese in der Richtung gegen mich bewegte. Mich überfiel eine unbeschreibliche Furcht. Ein Mensch, dachte ich, kann es nicht sein, weil jetzt alles schläft; ein Tier von der Gestalt dieser Figur gibt es nicht; ein Engel ist es auch nicht, dafür ist das Bild zu düster und zu erschrecklich; also muss es ein böser Geist sein. Ich wankte langsamen Schrittes auf meinen schlotternden Knien fort; immer näher kam das Gespenst, und immer schrecklicher schien es mir mit seinen furchtbaren Hörnern. Todesangst bemächtigte sich meiner, und der kalte Schweiss lagerte sich auf meiner Stirne. Endlich fiel mir der in meinen Kinderjahren oft gehörte Spruch ein, der die bösen Geister vertreiben soll. „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn,“ sprach ich laut und leise; aber es half nichts. Mein Gewissen erwachte, und es kam mir in den Sinn, dass das vielleicht eine Strafe für begangene Sünden sei. Das Gespenst näherte sich immer mehr, und deutlicher sah ich seine Hörner. Jetzt ist es um dich geschehen, dachte ich und sank vor Angst und Schrecken fast zu Boden. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich; der Höllengeist stand mir ganz nahe gegenüber; aber — er grüsste mich freundlich, und siehe, es war ein Mensch wie ich, ein Mann, der aus dem benachbarten Walde kam und auf den Achseln eine schwere Bürde Stangen trug, die hinter dem Nacken quer über einander lagen und von vorn wie grosse Hörner erschienen. Ich schämte mich nun meiner Furchtsamkeit und liess den Mann weiter ziehen, ohne ein Wort zu sagen.

Aber gut war es, fügt Brunschweiler dieser Erzählung bei, dass ich nicht auswich; sonst würde ich vielleicht

heute noch glauben und auch andern sagen, dass ich selber wirklich ein Gespenst gesehen habe. Der Glaube an Hexen und Gespenster wäre schon längst völlig von der Erde verschwunden, wenn die einfältigen und leichtgläubigen Menschen den Mut hätten, bei jeder derartigen Erscheinung der Sache auf den Grund zu gehen und dem vermeintlichen Gespenst frisch ins Auge zu schauen. Es würde sich dann wohl immer ergeben, dass es dabei ganz natürlich zugegangen sei, und dass nur unsere eigene Einbildung, Furcht und Angst uns etwas anderes vorgespiegelt habe. Ich vergesse in meinem ganzen Leben jene verzweiflungsvolle Angst nicht, die ich in jener Nacht auszustehen hatte, als das gehörnte Gespenst immer näher auf mich zuschritt; ich vergesse aber auch nicht, wie ich mich nachher schämte, als es sich herausstellte, dass das gefürchtete Ungeheuer nur ein ganz freundlicher Mensch war!

41. Der Kirschbaum.

1. Der lieb Gott het zum *Frühlig* gseit:
 „Gang, deck em Würmli au sin Tisch!“
 Druf het de Chriesbaum Blätter treit,
 viel tusig Blätter grünen und frisch.
2. Und 's Würmli us em Ei erwacht; 's het gschlofe i sim Winterhus. Es streckt si und sperrt 's Müli uf und ribt die blöden Augen us.
3. Und druf, so het's mit stillem Zahn am Blättli g'nagt enanderno und gseit: „Wie ist das Gmües so guet! Me chunt schier nümme weg dervo.“
4. Und wieder het der lieb Gott gseit: „Deck jetz em Immli au sin Tisch!“ Druf het der Chriesbaum Blüete treit, viel tusig Blüete wiss und frisch.
5. Und 's Immli sieht's und fliegt druf hi, früh i der Sunne Morgeschin. Es denkt: „Das wird mi Kaffee si. Si hend doch chosper Porzellan!“

6. Wie suber sind die Chächli gschwenkt! " Es streckt si troche Züngli dri; es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süess! Do muess de Zucker wohlfel si!"
7. De lieb Gott het zum *Summer* gseit: „Gang, deck em Spätzli au sin Tisch!" Druf het de Chriesbaum Früchte treit, viel tusig Chriesi rot und frisch.
8. Und 's Spätzli seit: „Ist das de Bricht? Do sitzt me zu und frogt nit lang. Das git mer Chraft in Mark und Bei und stärkt mer d' Stimm zu neuem Gsang!"
9. De lieb Gott het zum *Spätlig* gseit: „Rum ab, sie hend jetz alli gha!" Druf het en chüele Bergluft gweht, und 's het scho chline Rüife gha.
10. Und d'Blättli werde gäl und rot und falle eis dem andere no; und was vom Bode obsi chunt, muess au zum Bode nidsi go.
11. Der lieb Gott het zum *Winter* gseit: „Deck weidli zu, was übrig ist!" Druf het de Winter Flocke gstreut und d'Erde deckt i churzer Frist. — —

42. Der April. x

Der April neckt die Leute mit seinem Wetter. Bald regnet es, bald schneit es, bald ist der schönste Sonnenschein. An den meisten Tagen muss man noch Feuer im Ofen haben. Aber die Tage sind schon lang. Die Wiesen und viele Bäume sind wieder grün. Einige Bäume blühen sogar schon, aber noch nicht alle. Auch Blumen sind zu sehen in den Gärten und auf dem Rasen. Doch die schönsten werden erst noch kommen. Die Vögel singen des Morgens in aller Frühe; auch sieht man sie mit Halmen und Moos hin und her fliegen. Sie wollen Nester bauen. An Schmetterlingen und Käfern ist auch kein Mangel; selbst Mücken spielen in der Sonne, und die Bienen und die Ameisen werden alle Tage ge-

schäftiger. Die grössern Tiere haben schon Junge; ich habe Lämmchen gesehen, welche lustig auf der Weide sprangen. Aber auch die Menschen sind tätig. Auf den Feldern sieht man die Landleute pflügen, eggen und säen; in den Gärten wird gehackt, gegraben, gesät und alles für den kommenden Sommer vorbereitet.

43. Die Weiden am Bache. +

Es stehen zwei Weiden am plätschernden Bach;
 die schliefen wie tot, nun sind sie wach;
 nun haben sie offen die Äugelein
 und blicken munter ins Wasser hinein.
 Sie treiben aus ihrem grünen Haus
 die flockigen, wolligen Blüten heraus
 und sagen: „Der liebe Lenz willkommen!
 Er hat uns die Bind' vom Auge genommen.“
 Am Mittag kam ein Bienchen geflogen,
 hat an den Blüten sich satt gesogen;
 dann sprach es: „Dank für die erste Gabe!
 Jetzt eil' ich, dass ich die Königin labe,
 und morgen, wenn wehet ein linder Hauch,
 so kommen die lieben Schwestern auch,
 gehn zu Gaste bei euch und summen im Chor
 das erste Frühlingslied euch vor.“
 Die Weiden haben's gern vernommen:
 „Kommt alle nur; ihr seid willkommen!“

44. Das Vogelnest. +

1. Tritt leise Kind, dass ich das Nest dir zeige;
 die kleine Wiege ruht auf schwankem Zweige.
 Still, reg' dich nicht und bleibe ruhig stehn!
 Ich hebe dich empor; du sollst es sehn.
2. Bei Seite heb' ich sacht der Zweige Spitzen;
 siehst du nicht dort zwei schwarze Äugelein blitzen?

- Sie blicken nach uns beiden unverwandt!
 Das Vöglein dort sitzt auf sein Nest gebannt.
3. Jetzt regt es sich; husch! ist's davon geflogen;
 doch naht es uns in immer kleinern Bogen
 und klagt und mahnt, wir sollen wieder gehn.
 Hast du die Eierchen im Nest gesehn?
 4. Kaum sind wir fort, so fliegt das Vöglein wieder
 aufs Nest und breitet sorgsam sein Gefieder
 und sitzt auf seinen Eiern unbewegt,
 bis sich geheimnisvoll das Leben regt.
 5. Es pickt und pickt — und wenn ein Ei zerbrochen,
 so kommt ein Vöglein an das Licht gekrochen,
 ein winzig Ding; die Mutter deckt es zu;
 denn nackt kam's auf die Welt, wie einst auch du.
 6. Bald hockt ein ganzes Häuflein in der Wiege.
 Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,
 ein Räuplein, das am grünen Blatt genascht,
 ein Mücklein, das er flink im Flug erhascht.
 7. So nährt er sie; bald folgt ihm hin und wieder
 die Mutter auch, fliegt suchend auf und nieder
 und hilft mit sorgen für die kleine Schar,
 bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.
 8. Dann geht es husch! und husch! bis sich die Jungen
 mit flüggen Flügeln aus dem Nest geschwungen;
 im Wald zerstreut sich flink das kleine Heer,
 Und in dem Busche bleibt das Nestchen leer.
 9. Und hängt es leer auf seinen schwanken Zweigen,
 dann holen wir's, und dann will ich dir zeigen,
 wie voller Kunst, wie zierlich, weich und fest
 ein Vöglein baut für seine Brut das Nest.

45. Das Kanarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karoline, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Tierchen sang vom

frühen Morgen bis an den Abend und war sehr schön, goldgelb mit schwarzem Häubchen. Karoline gab ihm zu essen Samen und kühlendes Kraut, zuweilen auch ein Stückchen Zucker und täglich frisches, klares Wasser. Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Karoline ihm Wasser geben wollte, lag es tot in dem Käfig.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Tier und weinte sehr. Die Mutter des Mägdleins aber ging hin und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben und eben so lieblich sang wie jenes, und tat es in den Käfig. Allein das Mägdlein weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah. Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: „Mein liebes Kind, warum weinst du noch und bist so sehr betrübt? Deine Tränen werden das gestorbene Vögelchen nicht wieder in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist denn jenes!“

Da sprach das Kind: „Ach liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Tierchen gehandelt und nicht alles an ihm getan, was ich sollte und konnte.“ — „Liebe Karoline,“ antwortete die Mutter, „du hast sein ja sorgfältig gepflegt!“ — „Ach nein,“ erwiderte das Kind, „ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen.“ So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens, sondern sagte: „Ach, wie mag erst dem undankbaren Kinde zu Mute sein am Grabe der Eltern!“

45. Die blinde Ratte. ✕

Unter allen Tieren, die sich in der Nähe des Menschen aufhalten, ist kaum eines so wenig beliebt als die Ratte. Und doch haben die Ratten ihre guten Eigenschaften.

Ein gelehrter Mann, welcher gewohnt war, alles, was er sah, recht genau zu beobachten, erzählt uns folgende Geschichte:

Ich befand mich nicht recht wohl und blieb deshalb des Morgens eine Stunde länger im Bette als gewöhnlich, indem ich mich mit Lesen unterhielt. Auf einmal höre ich etwas in der Ecke meinem Bette gegenüber rascheln. Ich blicke hin und sehe eine junge Ratte und dann noch eine aus einem Loche hervorkommen. Erst schritten sie ganz vorsichtig weiter und sahen sich mit ihren glänzenden Augen nach allen Seiten um. Als sie sich sicher glaubten, liefen sie in dem Zimmer umher und suchten, ob sie etwas Essbares fänden. Es lagen wirklich Brot- und Weckkrumen umher, und ich erwartete, dass sie diese vor meinen Augen verzehren würden. Allein dies geschah nicht; sie liefen vielmehr eifrig in ihre Höhle zurück. Ich dachte anfangs, sie hätten mich bemerkt und wären deshalb entflohen; allein auch hierin hatte ich mich getäuscht. Nach wenigen Augenblicken kamen sie wieder, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer viel grössern und offenbar alten Ratte, welche sie durch Stossen und Ziehen aus dem Loche und an den Platz brachten, wo die Krumen lagen. Ich wusste gar nicht, was dies bedeuten sollte, bis ich endlich bemerkte, dass die alte Ratte blind war. Denn ich sah, dass sie nach den Krumen hin tastete, bis sie eine erreichte, und da ihr auch das Laufen beschwerlich zu werden schien, so brachten ihr die Jungen die Bröckchen ganz in die Nähe, ohne selbst das Geringste davon zu fressen. Ich hätte gern von meinem Frühstücke, das vor mir stand, noch etwas für die blinde Alte hinzugefügt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die brave Rattenfamilie zu verjagen. Allein ich war wahrhaft gerührt von der kindlichen Zärtlichkeit der jungen Tiere, welche mehr für ihre hilflose Mutter taten als viele Menschen. Wenn alle Ratten so gesinnt sind wie diese beiden, dann gilt bei ihnen nicht das

Sprichwort, welches den Menschen zur Schande gereicht:
 „Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren als zehn
 Kinder einen Vater.“

47. Die Murtener Linde zu Freiburg. ✕

1. Zu Freiburg auf dem Rathausplatz steht eine Linde. Leis rauscht ihr grüner Blätterschatz im kühlen Winde. Die Linde, die da rauscht so leis, war einst ein fast verwelktes Reis.



2. Von eines Kriegers Eisenhut nickt es verloren, und der es trug, er schlug sich gut vor Murtens Toren. Als der gewalt'ge Sieg geglückt, hat er damit den Helm geschmückt.

3. Und Freiburgs Venner sprach dies Wort: „Lauf heim und sage, dass wir gesiegt, den Unsern dort noch heut am Tage! Je bald' du hast die Stadt erreicht, je rascher dort die Angst entweicht!“

4. Und folgsam macht der Bote gleich sich auf die Beine. Die andern sammeln Schätze reich — er wünscht sich keine. Der grösste Schatz, den er gewann, ist, dass er Sieg verkünden kann.

5. Er läuft in Eil', er rennt in Hast, der biedre Knabe, gönnt keine Ruh' sich, keine Rast und keine Labe. Der Waldbach schäumt, die Sonne sticht; fast bricht sein Herz — er achtet's nicht.

6. Und atemlos, mit letzter Kraft, hat er's errungen, ist durch den Kreis der Bürgerschaft hindurchgedrungen auf selben Platz, wo rauschend heut die alte Linde Schatten streut.

7. Dort steckt er ein den Speer mit Macht, sich dran zu ranken. Sein Busen fliegt, sein Auge lacht — man sieht ihn wanken. Doch fasst er sich und donnert: „Sieg!“ Dann sank er zuckend hin und schwieg.

8. Gebrochen war in stolzer Lust sein treues Herze. Der Bürger angstentladne Brust erlag dem Schmerze. Das Siegesfest in Freiburg ward zu einer stillen Totenfahrt.

9. Man nahm das welke Lindenschoss vom Hut des Knaben und hat, wo er sein Auge schloss, es eingegraben. Draus ward die Linde, die noch heut auf selbem Platze Schatten streut.

48. Die Gotthardbahn. +

(1870—1882.)

Eine der grossartigsten Schöpfungen unseres Jahrhunderts, die nur durch einträchtiges Zusammenwirken mehrerer benachbarter Völker ermöglicht wurde, ist die Gotthardbahn mit dem grossen Gotthardtunnel.

Die Österreicher haben schon in den 1850er Jahren zwei Alpenbahnen, über die Pässe *Semmering* und *Brenner*, erstellt. Beide führen fast über die Pass-einsattelungen. Ihr Bau kostete verhältnismässig nicht besonders viel Geld. Aber ihr Betrieb ist der starken Steigung und des Schnees halber teuer und schwierig. Deshalb wurde in den 1860er Jahren durch den *Mont Cenis* zwischen Frankreich und Italien eine lange Tunnelbahn gebaut. Das Gelingen dieses Werkes führte hierauf zu einem Vertrage zwischen Deutschland, Italien und der Schweiz für Ausführung eines *Gotthardtunnels* von 14,9 km (mehr als 3 Wegstunden) Länge samt beidseitigen Zufahrtslinien.

Der deutsche Reichstag, das italienische Parlament und die schweizerische Bundesversammlung bewilligten

Hilfsgelder an die gegen 100 Millionen Franken betragenden Baukosten der Gotthardbahn. Über den schweizerischen Zuschuss fand eine Abstimmung durch das gesamte Volk statt.

Der Unternehmer des Riesenwerkes der Tunnelbaute war ein Genfer, *Favre*. Ursprünglich ein Zimmermann, hat er sich vermöge hoher geistiger Kraft und rastlosen Strebens zum befähigten Leiter eines so gewaltigen Werkes aufgeschwungen. Dessen Beendigung erlebte er leider nicht. Bei einer Besichtigung der Tunnelarbeiten erfasste ihn der Tod (1879).

Begonnen ward die Anbohrung des granitenen Felsenwalles 1870 gleichzeitig an der Nordwand bei *Göschenen*, wie im Süden bei *Airolo*. In der Mitte des Berges reichten sich am 29. Februar 1880 die beidseitigen Arbeiter die Hände. Die Ingenieure (Geometer) hatten so genau gemessen und gerechnet, dass die einander entgegen geführten Stollen bei ihrem Zusammentreffen weder in der Höhenlage noch nach links oder rechts von einander abwichen.

Menschenhände allein hätten die zur Sprengung der Felsen nötigen Bohrlöcher kaum in einem Jahrhundert zu stande gebracht. Die Sprenghöhlungen wurden mittelst Maschinen gebohrt. Aber Dampfkraft liess sich hier nicht anwenden. Denn schon der Qualm der Grubenlichter und die Ausdünstung der Arbeiter steigerten die Innenwärme der Erde zur quälenden Hitze. Durch grosse Pumpenkolben, von Wasserkraften der Reuss und des Tessin in Bewegung gesetzt, wurde Luft zusammengepresst (komprimirt), in grosse eiserne Sammler (Reservoirs) getrieben und von da durch Röhren zu den Bohrmaschinen geleitet. Diese Luft schlug mit raschem Tempo die vorhalb der Maschinen sich drehenden Meissel in die Felswände.

Wahrlich die Tunnelarbeiter führten tief im Innern des Berges ein „mühsam und erbärmlich Leben“, wie

das in Schillers Wilhelm Tell von den Wildheuern gesagt ist. Diese geniessen immerhin freie, wohlige Alpenluft. Wie anders die Arbeit in tiefer Nacht, im schwelenden Dunst der Petrolleuchten! Bleich und abgemattet fuhren die schwitzenden, russigen Männergestalten je nach mehrstündiger Arbeitszeit ans Tages- oder Sternenlicht. Viele erlagen den Anstrengungen und Erkrankungen bei ihrem harten Beruf; viele wurden vom fallenden Gestein oder vom rollenden Rad geschädigt oder erschlagen. Den (meist italienischen) Arbeitern mit ihren schwieligen, geschwärzten Händen gebührt so gut als den leitenden Werkführern der Dank der Nachwelt, die nunmehr mit aller Bequemlichkeit innert 20 Minuten die Stätte von mehr als 10jähriger schwieriger Arbeit durchfährt.

Im Sommer 1882 wurde der Betrieb der Gotthardbahn eröffnet. Abgeordnete der drei Vertragsstaaten vereinigten sich zur Feier eines internationalen Festes. Schöne Reden wurden gehalten über die Segnungen des Völkerfriedens, des Handelsverkehrs, der Pflege der Wissenschaften. Mögen diese *Worte* durch die Mehrung der Völkerwohlfahrt zur *Tat* werden! Möge unsere Schweiz recht lange eine glückliche *Hüterin* der neuen Länderstrasse bleiben! —

49. Der Sommer.

Am längsten sind die Tage im Sommer. Des Morgens um 4 Uhr schon gehen die Landleute an ihre Arbeit, und spät abends spielen die Kinder noch im Freien. Am Tage herrscht oft grosse Hitze. Viele Tiere liegen dann in ihren schattigen Erdlöchern; selbst die Vögel bergen sich im Schatten des Waldes, und auch die Menschen suchen die kühlestn Plätzchen ihrer Wohnung auf. Nur die meisten kaltblütigen Geschöpfe sind jetzt am vergnügtesten. Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume; Bienen summen; Grillen zirpen, und Heuschrecken schwirren in der Mittagszeit durch die Wiese.

Diese prangt nun in ihrem höchsten Schmucke. Feine Blütenrispen nicken über dem fusshohen Grase und streuen Blütenstaub aus, wenn ein vorüberschnurrendes Insekt sie berührt. Blumen prangen in allen Farben und versenden weithin ihre Wohlgerüche. Bald aber geht diese Pracht zu Ende. Der Mäher kommt, und duftendes Heu deckt nun die Matten.

Im weiten Saathelde brennt glühend die Mittagssonne. In wenigen Wochen wird das Getreide reif sein. Dann gibt es ein fröhliches, wenn auch mühsames Ernten. Unter zahllosen Schweisstropfen werden die Garben auf den Wagen gebracht und in die Scheune geführt.

Da sendet der Himmel manchmal noch eine erfrischende Gabe. Dunkle Wolken steigen empor; am fernen Horizonte flammt es hell auf; näher und näher kommt das Gewitter. Unter Donner und Blitz strömt ein herrlicher Regen nieder, und sanft ruhen Menschen und Tiere in der kühlen, würzigen Nachtluft.

50. Der Tisch. ✕

Der Tisch ist ein Hausgerät, das in keiner Wohnstube mangelt und meist auch in der Küche und im Schlafzimmer sich findet. Er besteht aus einem Gestelle und einer Platte. Jenes ruht meist auf vier, seltener bloss auf drei Füßen. Häufig ist das Gestell auch in der Mitte von einer Säule getragen, welche von drei seitwärts ausgehenden, geschweiften Füßen unterstützt wird. Bei solchen Tischen sind die Platten rund oder oval, bei jenen meistens viereckig. Gewöhnliche Tische enthalten unterhalb der Platte noch eine Schublade, in welcher Messer, Gabeln und allerlei andere Gegenstände aufbewahrt werden. Je nach dem Gebrauche unterscheidet man Speisetische, Küchentische, Wirtstische, Schultische, Nähtische u. s. w. Die Tischplatte und die übrigen Teile

sind entweder lackirt oder fein polirt, so dass das Geräte ein schones Aussehen hat, wenn es noch neu oder doch unbeschädigt ist. Der Tisch wird entweder aus Tannen- oder Nussbaum- oder Kirschbaumholz gefertigt. Bei einzelnen Tischen besteht die Platte aus geschliffenem Marmor oder aus schwarzem Thonschiefer. Der Schreiner verfertigt die Tische; er heisst deshalb auch etwa Tischmacher oder Tischler.

51. Die Art. +

Die Art ist ein Werkzeug, das zum Spalten und Hauen dient. Sie hat ein Blatt und einen Helm, beide von Eisen, und einen hölzernen Stiel. Blatt heißt der breite, nach der sogenannten Schneide scharf zulaufende Theil. Helm wird der starke Theil genannt, in welchem der Stiel befestigt wird. Die Art ist das Hauptwerkzeug aller Handwerker, die in Holz arbeiten. Der Zimmermann braucht eine Breitart, eine Schmalart, eine Schlichtart und eine Stichart. Der Holzhauer bedarf der Holzart zum Hauen und Spalten des Holzes. Die Art wird oft auch Beil genannt. Eine kleine Art nennt man ein Handbeil. Die Arte werden vom Grobschmiede verfertigt. Die Schneide einer guten Art mußt versthlt sein. Wenn jedoch die Schneide zu hart oder zu scharf ist, so bekommt sie leicht Scharten. Sind die Arte stumpf, so müssen sie geschliffen werden.

52. Die Eisenbahn. x

Eine Eisenbahn zu bauen, kostet viel Arbeit, Zeit und Geld. Zuerst wird ein ganz fester, ebener Weg angelegt, ungefähr so breit, wie eine Straße. Dabei müssen bald durch Thler hohe Dämme aufgeworfen, bald durch Anhöhen tiefe Einschnitte ausgegraben werden; ja durch manche Berge werden

große Löcher gebohrt, die man Tunnels nennt. Wo die Bahn über einen Fluß führt, muß eine feste Brücke gebaut werden. Ist der Weg hergestellt, so werden dicke, hölzerne Balken, Schwellen genannt, auf den Boden gelegt, und auf diesen befestigt man mit Nägeln und Schrauben eiserne Schienen. Zwei Schienen, die parallel laufen, bilden ein Geleise.

Auf den Schienen laufen Eisenbahnwagen. Sie haben Räder aus Gußeisen, die genau auf die Schienen passen. Auf der innern Seite haben sie einen hervorstehenden Rand, so daß sie nicht entgleisen können.

Die Wagen werden nicht durch Pferde, sondern durch Dampf bewegt, der mit Hilfe des Feuers aus Wasser erzeugt wird. Der Dampf bewegt die Lokomotive oder den Dampfswagen und dieser alle übrigen Wagen, welche durch Haken und Ketten ihm angehängt werden, oft 30 bis 40 an der Zahl. Dieselben sind theils Personenwagen, theils Güterwagen. An den Orten, wo die Bahnzüge anhalten, befinden sich Bahnhöfe, wo die Personen ein- und aussteigen und Waren auf- und abgeladen werden können.

53. Der Schmied.

In einer ruhigen Werkstatt steht der Schmied in aufgestreiftem Hemdärmeln mit seinem großen, ledernen Schurzfell. Den Blasebalg treibt die Luft in die glühenden Kohlen, in welchem ein Stück Eisen liegt. Dasselbe soll auch glühend werden und dadurch weich und schmiedbar. Jetzt faßt es der Schmied mit der Zange und trägt es auf den Amboss; dann schlagen seine zwei Gesellen mit den schweren Hämmern darauf los. Sie formen das Eisen lang oder breit, rund oder eckig, wie sie's brauchen. So wird es bearbeitet zu Pflugeisen, Radreifen u. s. w. Nach den Gegenständen, die der

Schmied verfertigt, heißt er Grob-, Huf- oder Waffenschmied. Außer dem Hammer gebraucht derselbe Kneipzange, Eisenbrecher, Feilen, Raspeln u. s. w. Beim Beschlagen der Pferde schneidet er zuerst den Huf mit dem Wirtmesser aus und befestigt dann das Hufeisen auf den Huf mit Nägeln, deren Spitzen er nachher abkneipt und abraspelt. Dabei muß er sich vorsehen, daß er das Pferd nicht vernagelt, d. h. die Nägel nicht zu tief eintreibt.

54. Der Blitzableiter.

Hin und wieder bemerkt man, daß auf Häusern eine oder mehrere senkrecht emporstrebende Eisenstangen mit vergoldeten Spitzen angebracht und über das Dach hinweg an der Außenseite des Gebäudes herunter in die Erde geleitet werden. Das sind Blitzableiter, durch welche man die Gebäude vor dem Einschlagen des Blitzes schützt. Aber wie soll eine solche Stange ein Schutz gegen die furchtbar zuckenden, zermalnenden Blitze sein?

Ein kluger Mann in Amerika, mit Namen Franklin, machte einst einen großen Drachen, wie ihn die Knaben im Herbst steigen lassen, dessen Spitze oben von Eisen war und der unten in einen eisernen Draht endigte, welcher statt des Bindfadens bis zur Erde reichte. Diesen Drachen ließ er während eines Gewitters empor steigen. Sobald die Gewitterwolken sich ihm näherten, fuhren die feurigen Blitze an dem Drahte hinab in die Erde. Dieses Herabgleiten der Blitze brachte Franklin auf die schöne Erfindung des Blitzableiters. Metallene Spitzen haben die Eigenschaft, die Kraft, aus welcher die Blitzstrahlen entstehen, der Gewitterwolke, die über dem beschützten Gebäude steht, langsam zu entziehen, so daß die Entladung ohne Blitz geschieht. Wenn aber dennoch ein Blitzstrahl auf das Gebäude

herabschießt, so wird er durch die Spitze der eisernen Stange angezogen und, ohne Schaden zu tun, in die Erde geleitet. Der Blitz fährt gern in erhabene Gegenstände; daher darf man sich während eines Gewitters nicht unter einen Baum stellen.

55. Der Birnbaum und der Apfelbaum. ✓

Ähnlichkeiten: Diese Bäume gehören zu unsern schönsten und nützlichsten Obstbäumen und werden darum häufig auf Äckern und in Gärten gepflanzt. Die starken Wurzeln dringen tief in die Erde. Der Stamm, welcher von einer rauhen Rinde umgeben ist, wird hoch und stark. Äste und Zweige bilden eine stattliche Krone. Aus den kleinern, mehr zugespitzten Knospen entwickeln sich Blätter, aus den größern und rundlichen dagegen Blüten. Im Herbst werden die Blätter welk, fallen ab, und der Baum steht im Winter kahl da. In dem saftigen Fleische der Früchte befindet sich ein häutiges Gehäuse, in welchem kleine Kerne liegen; darum nennt man diese Bäume Kernobstbäume. Die Früchte werden als Tafelobst roh gegessen, gedörrt oder gekocht, zum größten Teil aber zu Most bereitet. Das Holz gibt gutes Brennholz, wird aber auch zu verschiedenen Geräten verarbeitet. — Verschiedenheiten: Der Birnbaum erreicht meist eine bedeutendere Höhe und Stärke als der Apfelbaum. Die Rinde des erstern ist erdgrau, die des letzteren grüngrau. Der Birnbaum hat meist eine pyramidenförmige Krone; die des Apfelbaumes dagegen geht mehr in die Weite und Breite. Das Blatt des Birnbaumes ist langstielig, kahl und dunkelgrün, dasjenige des Apfelbaumes kurzstielig, hellgrün und wollig anzufühlen. Die Blüte des Birnbaumes hat weiße Kronblätter; diejenige des Apfelbaumes ist blafrot. Die Frucht des Birnbaumes heißt Birne, diejenige des Apfelbaumes Apfel. Bei der

Birne geht die Frucht allmählig in den Stiel über; beim Apfel dagegen endigt der Stiel in einer Vertiefung der Frucht.

56. Die Tanne und die Eiche. L

Wenn ich die Tanne mit der Eiche vergleiche, so finde ich zuerst folgende Ähnlichkeiten: Beide Bäume sind Waldbäume, und so wie die Tanne der stattlichste Baum unter den Nadelhölzern ist, so ist es die Eiche unter den Laubhölzern. Der Stamm beider kann eine sehr bedeutende Höhe und Stärke erreichen. Die rauhe, rissige Rinde dient zum Gerben. Weil diese Bäume so treffliches Bau- und Nutzholz liefern, so werden sie von den Menschen mit Aufmerksamkeit und Fleiß gezogen und gepflegt. Ich finde aber bei einer Vergleichung der Tanne mit der Eiche zwischen beiden auch folgende Verschiedenheiten: Die Wurzeln der Tanne breiten sich an der Oberfläche des Bodens aus; diejenigen der Eiche dagegen dringen tief in die Erde; darum vermag die Eiche den stärksten Stürmen Troß zu bieten, während die Tanne von solchen oft umgeworfen wird. Die Tanne hat eine pyramidenförmige Krone; die der Eiche dagegen wird durch die weitreichenden und oft ellenbogenförmig gekrümmten Äste etwas unregelmäßig. Die schmalen, spitzigen, dunkelgrünen Blätter der Tanne werden Nadeln genannt; sie bleiben auch über den Winter an den Zweigen haften. Die Eiche hingegen trägt große, gebuchtete Blätter, die in Büscheln beisammen stehen; im Herbst welken sie und werden ein Spiel der Winde. Aus den Blüten der Tanne bilden sich Zapfen, aus vielen Schuppen bestehend, zwischen welchen die braunen, geflügelten Samen liegen. Die Früchte der Eiche werden Eicheln genannt; sie stehen auf einem runden Schüsseltchen und sind länglichrunde Kerne, von einer lederartigen, grünen Haut

umgeben. Das Holz der Tanne ist weich, weiß und leicht, das der Eiche hingegen hart, braun und schwer.

57. Der Weizen und die Gerste.

Der Weizen und die Gerste sind Getreidearten. Beide haben eine büschelige Wurzel, welche einen oder mehrere Halme treibt. Der Halm beider ist hohl und knotig. Die Blätter sind wechselständig und entspringen an den Halmknoten. Mit ihrem untern, röhrenförmigen Theil, Blattscheide genannt, umschließen sie den Halm. Sie sind linealig, parallelnervig und ganzrandig. Aus den Blüten entwickelt sich eine Frucht, welche aus einem länglichrunden, mehligem Samenkorn besteht. Weizen und Gerste werden im Herbst als Winterfrucht und im Frühling als Sommerfrucht gepflanzt. Bei uns wird aber hauptsächlich nur Winterweizen und Sommergerste angebaut.

Der Halm des Weizens wird höher und stärker als derjenige der Gerste. Die Weizenähre besteht aus zwei Reihen Ährchen, welche an einer gemeinschaftlichen Spindel sitzen; die Gerste dagegen hat eine Ähre mit zwei oder vier oder sechs Reihen von Körnern. Während der Weizenkern lose, unbedeckt zwischen den Spelzen steckt, ist das Gerstenkorn von einem festanliegenden Häutchen umschlossen. Bei einigen Weizenarten endigen die Spelzen in lange Grannen; bei der Gerste sind alle Arten stark begrannt.

Die Weizenkörner liefern ein vorzügliches Mehl, das meist zu Brot verwendet wird; aus Gerste bereitet man ebenfalls Brot, doch wird sie meistens zum Bierbrauen benutzt. Das Weizenstroh und das Gerstenstroh wird zum Streuen verwendet; doch dient letzteres, weil zart und weich, auch als Viehfutter.

Der Weizen verlangt zu seinem Anbau einen guten Boden und ein mildes Klima; die Gerste hingegen gedeiht noch in rauherem Erdreich und in weniger mildem Klima.

58. Umschreibung des Gedichtes: „Der Knabe und die Datteln.“

Ein Knabe aß außerordentlich gerne Datteln; darum dachte er daran, recht bald einen eigenen Dattelbaum heranzuziehen, an dessen Früchten er sich reichlich laben wollte. Zu diesem Zwecke pflanzte er im Garten einen Dattelfern.

Der Vater sah ihm lächelnd zu und sagte: „Du pflanzt Datteln? Du wirst wohl zwanzig Jahre warten müssen, bis der edle Baum die ersten Früchte trägt.“

Der Knabe stutzte; doch schnell besann er sich und sagte ganz ruhig: „Nun, das Warten soll mich nicht verdrießen, wenn nur die Zeit einmal meinen Fleiß belohnt. Wie werde ich mich freuen, wenn ich einst im Alter Früchte von dem Baume ernte, den ich jetzt als Knabe pflanze!“

59. Der Frühling.

Nach den rauhen Stürmen des Winters wehen endlich mildere Lüfte, und von ihrem warmen Hauche schmelzen Schnee und Eis. Im Glanze der holden Frühlingssonne, geweckt durch ihre belebende Wärme, erwacht die ganze Natur zu neuem Leben.

Auf den Wiesen, an den Bergen, in den Wäldern beginnt es sich zu regen. Das frische Grün sproßt hervor, und die ersten Frühlingsboten, das Schneeglöckchen, der Krokus, die Schlüsselblume und das Veilchen erschließen ihre Kelche.

Die Lerche steigt trillernd in die Luft, dem Schöpfer ihr fröhliches Morgenlied darbringend, und aus dem grünen Saatsfeld ertönt der Ruf der Wachtel: „Fürchte Gott! Trau' auf Gott! Bau' auf Gott!“

Die lieblichen Säger des Waldes sind zurückgekehrt aus dem fernen Süden, und in allen Gebüsch regt sich's, von allen Zweigen schallt's, in allen Bäumen rauscht es; allüberall herrscht reges, fröhliches Leben.

Den Menschen lockt es hinaus in die freie Natur. Die Brust hebt sich höher, geschwellt von dem erquickenden Hauche der warmen Frühlingsluft. Wer wollte sich da nicht freuen der wieder erwachenden Natur und all' der Schönheiten, womit sie der gütige Schöpfer neuerdings schmückt! Darum Preis und Dank dem liebevollen Vater, dem Herrn der Schöpfung; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich!

60. Tagesbericht

Den 8. Juni waren wir mit der Heuernte beschäftigt. Die Mäher gingen schon früh vor 4 Uhr auf die Wiese, weil die Arbeit am kühlen Morgen leichter von statten geht. Vor 10 Uhr war die Wiese im Grund schon abgemäht und die Mahden größtenteils zerstreut.

Mein Bruder Konrad und ich waren auch auf der Wiese. Der Vater hatte uns eine besondere Pflanze, die Herbstzeitlose, mit dunkelgrünen Blättern und weißen Fruchtkapseln gezeigt, und wir suchten dieselbe aus dem abgemähten Graze heraus, weil sie giftig ist.

Einmal am Vormittag und ein zweites Mal am Nachmittag wurde das zerstreute Gras mit der Gabel umgewendet und gegen Abend in kleine Haufen zusammengebracht, „Birlinge“ oder „Schöckli“ genannt.

Auch die „Birlinge“ vom vorigen Tag wurden heute wieder mit der Heugabel ausgebreitet und später umgewendet. Am Nachmittag war dieses Gras bereits ganz dürr geworden und duftete gar angenehm. Es wurde nun mit Rechen und Gabel in große Haufen zusammengebracht. Dann kamen die Ochsen mit dem Wagen. Dieser wurde hoch mit Heu beladen und in die Scheune geführt.

Den Tag hindurch und besonders am Nachmittag war es sehr heiß. Aber noch ehe das letzte dürre Heu heimgebracht war, verfinsterte sich die Sonne, und es zeigten sich schwere, schwarze Wolken am westlichen Himmel. Der Vater sagte, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Kaum waren wir in unser Haus zurückgekehrt, so hörte man das Rollen des Donners. Grelle Blitze fuhren im Zickzack durch die Wolken. Einmal sahen wir einen äußerst hellen, fast blendenden Blitzstrahl, und gleich darauf hörten wir einen gewaltigen Donnerschlag. Die Mutter meinte, der Blitz könnte irgendwo gezündet haben. Zum Glück war dies nicht der Fall. Dagegen fiel der Regen in Strömen. Aber schon nach einer Stunde durchbrach die Sonne wieder die grauen Wolken, und wir sahen gegen Osten einen wunderschönen Regenbogen.

Das Gewitter hatte die Luft abgekühlt und Menschen, Tiere und Pflanzen wahrhaft erquickt. Ein herrliches Abendrot verkündigte uns für den folgenden Tag wieder gute Witterung. Nachdem wir zu Nacht gegessen hatten, begaben wir uns zur Ruhe und dankten Gott, daß er uns gnädig vor Unglück bewahrte.

61. Rätsel. X

1. Im Felde such't's der Kriegerstand,
um Lorbeer'n zu erringen;

im Frieden weiß des Mädchens Hand
aus Blumen es zu schlingen;
dort trabt es durch der Wüste Sand
und hebt umsonst die Schwingen.

2. Mit vielen scharfen, spitzen Krallen
fährt's auf dem Feld die Kreuz und Quer,
und wenn des Sämanns Körner fallen,
gleich ist es hinterher.
Doch nicht ein Körnlein kann es fressen;
es scharrt sie alle ein;
hieraus nun könnt ihr leicht ermessen:
Ein Heer von Späßen kann's nicht sein.

3. Mit V verein'ge ich; mit F erfreu' ich dich;
mit M red' ich zu dir; mit H bin ich ein Tier,
mit R dem Kreise gleich; mit W macht's oft ein Streich
all' diese Zeichen fort, bin ich ein Bindewort.

4. Vorwärts füll' ich dich mit Schrecken,
lehre die Vergänglichkeit;
rückwärts wird's der Frühling wecken,
ist der Blumen grünes Kleid.